

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Frau Falks Mietgast
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573983>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

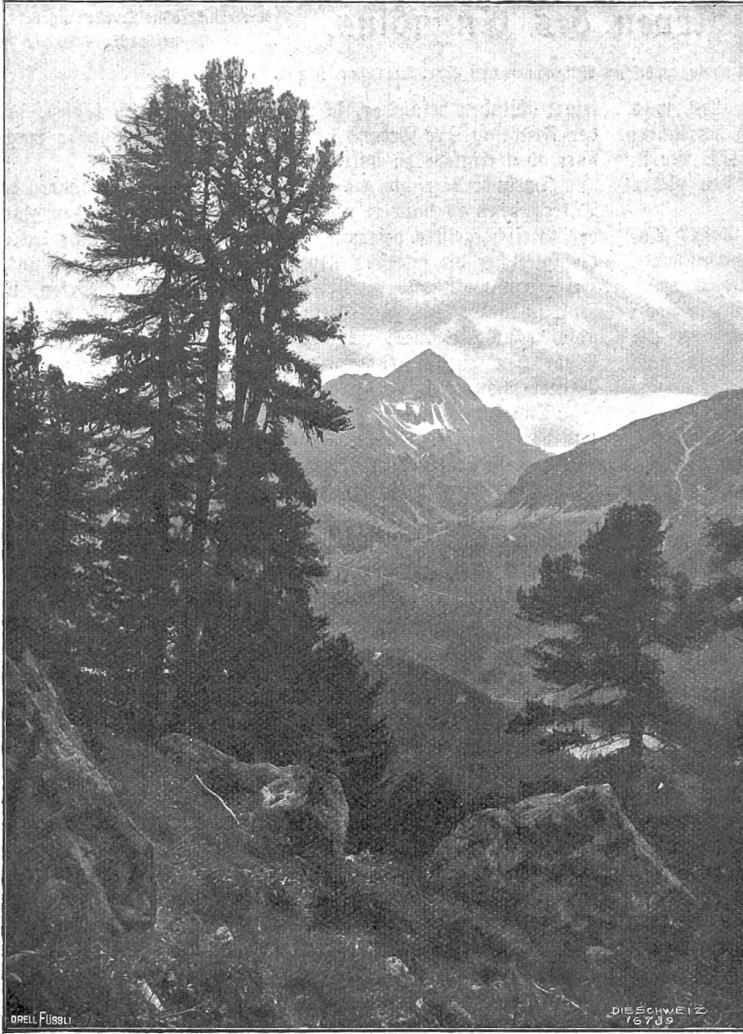
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Arven beim Fahnensee über dem See von Campfer (Obereng.)
mit Blick auf Julterpaß und Biß Polatschin.

die Felsen, daß ihnen die arglistigsten Eiswinde, Lawinen und rollenden Steine nichts anhaben konnten. Als sie aber größer wurden und längst über die Felsen guckten, die ihnen als Schutz gedient hatten, waren sie stark genug, den Winden zu trotzen und den grimmbigen Kampf mit den Gletschermächten aufzunehmen, einen Kampf auf Leben und Tod.

Wo sie nahe beisammenstanden, schützten sie sich wohl gegenseitig, gewannen immer mehr an Ausdehnung und hegten und pflegten später auch jungen Nachwuchs, daß bald dichte starke Wälder da waren, in denen sich die Gletscherwinde verirren, daß viele den Weg nach den Alpen nicht mehr finden konnten. Und so oft die Sonne schien, reckten und dehnten sich ihre eisenharten Nester, sogten sich so voll Wärme und behielten sie bei sich, daß die Gletscher sich nicht mehr getrauten, ganz in ihre Nähe zu kommen; denn sie fürchten das Warme. Wenn aber die Lawinen von den steilen Hängen herabstürzten, stemmten sich die starken Leiber der Arven dagegen, und so viele auch dabei ihr Leben lassen mußten, wurden die Schneemassen doch zum Stillstand gebracht.

Nach und nach zog frohes Leben in die Berge hinauf: muntere Vögel siedelten sich an im Schutze der mächtigen Bäume, deren leckere Früchte ihnen reichlich Nahrung gaben, zierliche Wiesel wohnten gerne unter dem knorrigem Wurzelwerk, possierliche Eichhörnchen sprangen in dem Geäst, und das Bild des Gebirges fand für trefflichen Unterschlupf unter den dichten Fächerzweigen.

Wo aber die Arve vereinzelt wuchs, da hatte sie einen harten Stand; doch wurde dadurch ihr Aussehen nur kühner, wilder und kriegerischer. Da oben an der Baumgrenze ist keine, die sich eines regelmäßigen Wachses freuen darf. Jede spricht eine berebete Sprache von dem Titanenkampf mit den feindlichen zerstörenden Mächten des Hochgebirges, mit wilden Winter-, Frühling- und Herbststürmen, mit Gewitter- und Hagelgraus, Steinschlag, Wetterbächen und Lawinnennot. Da ist keine, die nicht hundert Narben davongetragen hätte in dem ehernen Ringen; aber stolz, verschwiegen und trotzig trägt sie jede, im Bewußtsein treulicher Pflichterfüllung nach dem Geheiß der milden Fee.

Wie Eisengewinde ankern ihre hundertfältig verschlungenen Wurzeln in dem spärlichen Erdreich und in Felspalten und umklammern mit zähem Griff die Felsblöcke, auf denen sie horsten, daß kein Sturm ihnen etwas anhaben kann. Aber destomehr sind die Nester und der Stamm mitgenommen. Wild, zerzaust, zerrissen, von Flechten überwuchert und nach einer Seite gefehrt ist das Gezweig, der Stamm vielfach gekrümmt, gebeugt, wie ein Korkzieher gedreht, häufig von Steinschlag zerschmettert, oft auch vom Blitz zerspellt; aber eine Arve läßt sich, durch den Segen der guten Fee gestärkt, nicht leicht unterkriegen. So geben die elendesten Krüppel die Hoffnung nicht auf. Junge Schosse schlagen lustig aus dem Strunk und führen den geschädigten Baum zu einem neuen, wenn auch veränderten Dasein; denn statt eines einzigen bekommt eine Arve oft drei Wipfel und auch noch mehr.

So stehen die Arven noch heute als Wächter, Schutz und Wall gegen die bösen Gletschermächte, und die Gebirgsbewohner wissen ihre aufopfernde Tätigkeit wohl zu schätzen. Freilich gab es auch Zeiten, da vergaßen die Menschen, was sie den Arven zu danken haben, und verschächerten die Wälder fremden Holzhändlern. Dann blieb aber auch die Strafe nicht aus: die bösen Kräfte des Gebirges gewannen wieder die Oberhand und schädigten die Alpleute. Und dann ging es lange, bis die Bäume wieder Wurzel faßten; an manchen Orten erreichten sie nie mehr die frühere Höhenlage, und mit Staunen steht oft der Wanderer tief auf dem Grunde dunkler klarer Bergseen riesenhafter Arvenleichen an Orten, wo heute auf Stunden kein Baum mehr zu finden ist.

Das ist's, was ich von den heiligen Bäumen vernehmen konnte. Nun wird es Ihnen auch nicht mehr rätselhaft erscheinen, weshalb ich beständig ein Arvenzweiglein auf meinem wettererprobten Wanderhut trage. Das Arvenzweiglein ist mir ein Symbol zäher Gebirgsnatur und unverwüßlicher Lebensfreude; mit beiden möchte ich es gerne halten — — —

Ernst Victor Tobler, Schlers.

Frau Falks Mietgast.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Sophie Elkan. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Magda von Greyerz, Lenzburg.

Es war um das Jahr 1830 herum, in einer kleinen schwedischen Hafenstadt mit einem jener großen öden Marktplätze, über die das sprießende Gras einen grünlichen Schimmer gezogen. An dem einen Ende dieses großen Platzes, der Kirche gegenüber, lag ein langgestrecktes, weißes, einstöckiges Haus mit einem Stiebelzimmer über der Haustür, zu der eine steinerne

Treppe führte. Die breite oberste Treppenplatte war mit einem feingeschmiedeten Eisengeländer eingefast, und zu beiden Seiten der Eingangstür fanden sich Bänke, von denen aus man einen guten Ueberblick über den Platz hatte und des Sonntags die Kirchenbesucher mustern konnte. In den Fenstern gegen die Straße standen wohlgepflegte Blumenstöcke, früh- und vollblühende Myrten und Geranien. Im Hof ragte ein stattlicher Ahorn, warf seinen Schatten über den Brunnen, die Kellerluken und die rotgemalten Schuppen und gab dem Hof das Aussehen eines Gartens.

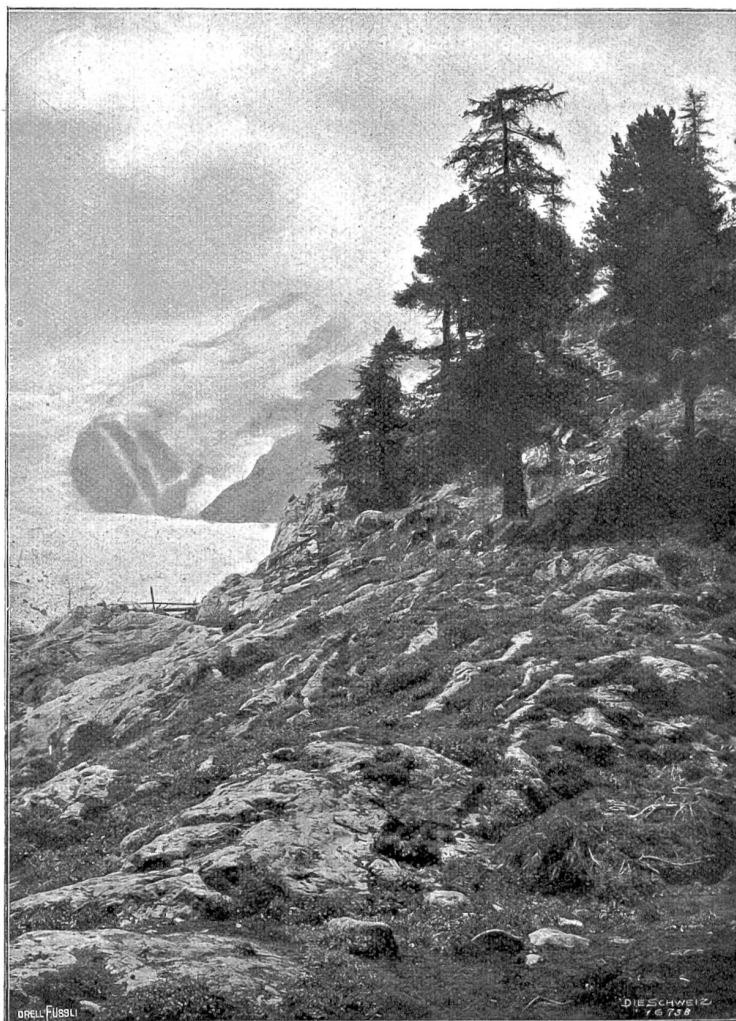
In dem Hause wohnte dessen Besitzerin, die Witwe Falk mit ihren zwei Töchtern. Das Haus war übrigens recht zerfallen; seine Bewohnerinnen waren arm und verdienten ihr Brot mit Weisnähen. Nichtsdestoweniger vergaß man in der kleinen Hafenstadt an der Ostsee nicht, daß der Name Falk einer der ehrenhaftesten und besten der Stadt war; das Falksche Haus am Marktplatz, hieß es, sei allerdings zerfallen, habe dabei aber doch seinen alten vornehmen Ruf stets behauptet. Davon zeugten außer der stattlichen Freitrepppe mit dem Schmiedeisenegitter auch die schön gemalten Tapeten im Wohnzimmer und die feine Stuccatur an der Decke dieses, wie mehrerer anderer Zimmer, die jetzt unbenutzt blieben. Was Frau Falk und ihre Töchter betrifft, brauchte man sie nur einmal gesehen und mit ihnen gesprochen zu haben, um zu verstehen, daß sie nicht mit andern armen Nähterinnen zu verwechseln waren, sondern daß sie bessere Tage gesehen hatten. Die beiden Mädchen waren freilich noch Kinder gewesen zu der Zeit, da ihr einziger Bruder spekulierte, um schnell reich zu werden, dadurch aber sie alle um ihr Vermögen brachte. Das Haus am Marktplatz war jetzt allein übrig von dem ganzen althergebrachten Wohlstand, und um der Schuldhast zu entfliehen, war Anton überseeisch geworden und hatte Mutter und Schwestern in dem ruinirten Heim zurückgelassen. Die drei Frauen hatten daraufhin ihr entsagungsreiches Leben begonnen. War es vielleicht ein kummervolles zu nennen, so galt doch dieser Kummer nicht ihnen selbst, sondern nur dem Entflohenen. Kein Wort des Vorwurfs gegen den armen, armen Jungen, nur Angst und Sorge, wie er sich drüben durchschlagen werde! Er schrieb höchst selten und bloß dann, wenn es ihm schlecht ging. Daß es ihm gut ging, erwähnte er immer nur als etwas Gewesenes. „Ich hatte es da und da ganz gut ... Ich hoffte, Euch bald zu mir herüberholen zu können, da sollte just dieses eintreffen, dieser Krieg ... dieser Kursfall ...“ oder was es nun gerade war.

„Mein armer Junge hat immer Pech!“ seufzte die Mutter, und jedesmal, wenn der Postbote einen Brief aus Amerika brachte, flog den Schwestern das Herz bis in die Halsgrube hinauf. Diesen immer von Zeit zu Zeit sich erneuernden Kummer ausgenommen, hatten die Mädchen ein ruhiges und sorgenfreies Leben. Dies sorgenfreie Leben bestand eben darin, daß sie immer vollauf zu tun hatten, daß sie jung und gesund waren und das Stille- und Drinnenitzen gut aushielten, ja sogar, wenn es die Arbeit erheischte, bis tief in die Nacht hinein sitzen und nähen konnten. Der Mutter Augen waren schwach geworden und vertrugen das Arbeiten bei Licht nicht mehr. Um aber den Töchtern doch auf eine Art zu helfen und sie in ihren Nachtwachen munter zu erhalten, las sie ihnen eine Zeit lang vor, und wenn die Augen völlige Ruhe verlangten, schloß sie das Buch und fing an, ihnen auswendig herzusagen, was

sie in ihrer Jugend gelernt hatte. Sie konnte Tegners ganzen „Arel“ auswendig und den größten Teil der Frithjofsage. Sie konnte Anna Maria Lenngrens „Gräßlichen Besuch“, „Juliane“, und den „Mat an meine Tochter, wenn ich eine hätte“; auch Franzéns „Menschenangeficht“ konnte sie und noch eine Menge kleiner Gedichte dieser ihrer Lieblingsdichter. Die Mädchen brauchten auch nie ihre Arbeit zu unterbrechen, um die Lichter zu putzen, wenn Mama mit ihnen aufsaß, und niemand besorgte das geschickter wie Mama, immer zur rechten Zeit, ehe der Docht zu lang wurde und der Talg zu rinnen begann.

Ist man arm und hat für sein Brot zu arbeiten, so hat man nicht Zeit, darüber nachzudenken, ob man Langeweile empfinde oder nicht. Die Falkschen Mädchen hatten nie dergleichen empfunden. Sie wußten nur, daß, seitdem der junge Baron Mannersköld ihr Mietgast geworden war in dem nach Westen gelegenen Giebelzimmer, ein neues Interesse in ihr Leben eingetreten war. Wenn sie ihn über den Marktplatz gehen sahen, wunderten sie, woher er wohl komme, und wenn er denselben Weg zurückging, so wunderten sie, wohin er nun wohl gehe. Blieb er über die Frühstück- oder Mittagszeit — er nahm seine Mahlzeiten in dem nahegelegenen Gasthaus zum Schiff — so überlegten die Mädchen allen Ernstes, was ihn solange über die Zeit aufgehalten haben könne.

Baron Mannersköld war ein bildschöner Mensch, ein wahrer Adonis mit dunkelbraunem lockigem Haar und mandelförmigen braunen Augen. Er hatte einen ganz verwirrend schön geschwungenen Schnurrbart und ein kleines Grübchen im Kinn.



Arven am Weg nach Chünetta mit Blick auf den Morteratschgletscher.

Frau Falk, die anno 24 zu Stockholm den Kronprinzen gesehen hatte, erklärte immer wieder, Baron Mannersköld sei das treue Abbild Seiner königlichen Hoheit, wie sie zu jener Zeit ausgesehen, und einen schönern Menschen, als Kronprinz Oskar anno 24 war, den gab es nicht mehr auf Erden. Jedesmal, wenn der Mietgast an den Fenstern vorbeiging, an denen die Mamsellen Falk saßen und nähten, und er sie mit dem elegant gekrempten Hut grüßte, konnten die beiden jungen Mädchen nicht die Bemerkung unterlassen, der Baron sei sich gewiß dieser hochbornen Ähnlichkeit bewußt: warum trüge er sonst sein lockiges Haar so genau nach dem letzten Bildnis des Kronprinzen? Die erste Entblößung des Lockentoupets galt immer der Jüngsten, da sie der Haustreppe zunächst an einem mit Fuchsen und Geranien geschmückten Fenster saß. Dann kam am nächsten Fenster Mamsell Berta an die Reihe, die hinter einem Myrtenstock saß, ihrem eigenen Myrtenbäumchen — ein ganz überflüssiges Gewächs für ein armes Mädchen, das nach nichts ausjah, dachte Baron Mannersköld im Vorbeigehen. Er fand sie übrigens beide eher häßlich — dabei aber gutmütig und anständig, setzte er bei sich selbst hinzu. Sie waren alle Tage gleich fleißig von morgens bis spät. Abends zeichneten sich hinter den sorgfältig heruntergelassenen Rollgardinen die Schatten der über ihre Arbeit gebeugten Mädchen.

Baron Mannersköld hatte gleich bei seiner Ankunft in der kleinen Stadt die Geschichte seiner Hauswirte vernommen. Er fand sie höchst alltäglich, und sie interessierte ihn weiter nicht.

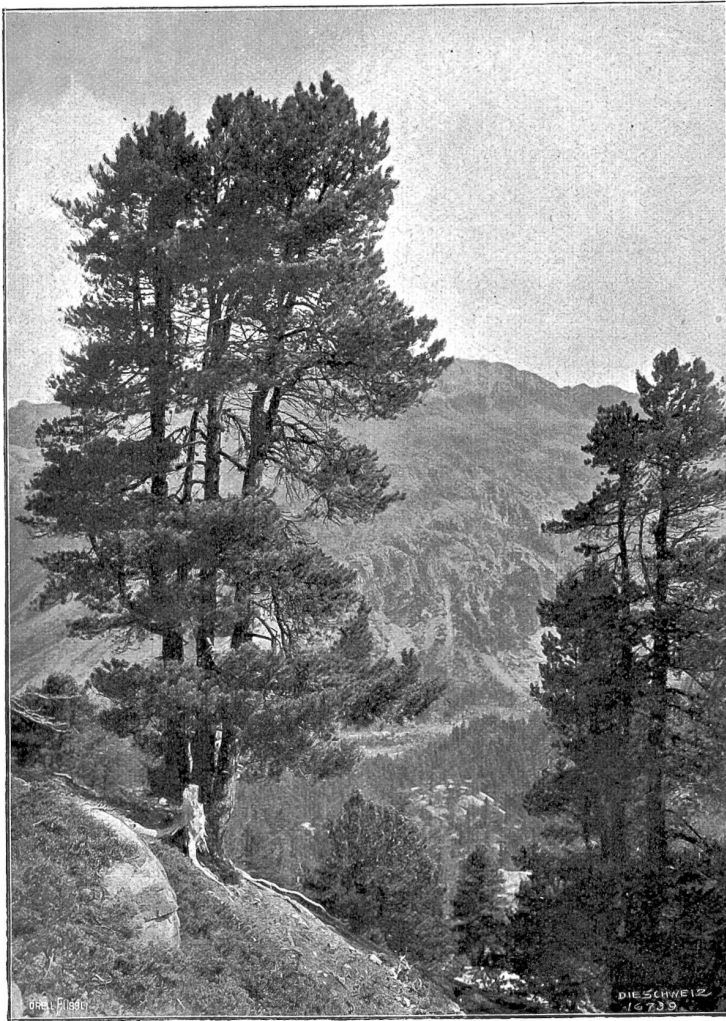
Die Falkschen Mädchen wußten nichts über Baron Mannersköld; aber sie dachten sich ganze Romane über ihn aus. Die etwas romantisch angelegte Mamsell Berta behauptete, er habe eine unglückliche Liebe gehabt und sei darum in die kleine stille Stadt gezogen, um „sie“ zu vergessen. Mamsell Agnetas Vermutungen waren, ihrem Naturell gemäß, viel nüchterner. Sie war überzeugt, daß, wenn ein junger Mann aus besserer Familie von der Hauptstadt weg und in ein kleines Nest ziehe, es einzig und allein darum sei, weil er schlechte Geschäfte gemacht. Er sah auch just danach aus, als ob etwas an ihm zehre und ihn quäle. Sie behauptete steif und fest, ihr Mietgast sehe gerade so aus, wie Anton in der letzten Zeit. Berta wußte freilich auch aus Erfahrung, wie ein Mann, der schlechte Geschäfte macht, aussieht; aber sie konnte durchaus nicht finden, daß Baron Mannersköld so aussehe — kein Gedanke daran!

Von Zeit zu Zeit sprach der Baron bei seiner Hauswirtin vor, nachdem er schon früher seinen Anstandsbesuch gemacht hatte. Das große Wohnzimmer des Falkschen Hauses war ein gar so gemütlicher behaglicher Raum, und Baron Mannersköld hatte nichts dagegen, ein Stündchen mit den artigen Mamsellen zu plaudern, die immer gleich eifrig weiter arbeiteten, ob sie nun konversierten oder schweigsam dasaßen. Frau Falk, die zu ihrer Zeit eine vielbewunderte und beliebte Schönheit gewesen und jetzt die mütterliche Liebenswürdigkeit in Person war, bot ihm dann regelmäßig vom besten Kaffee an nebst selbstgebackenem Zwieback und Feinbrot. Die Töchter glaubten, er komme der Mutter wegen, da sie mit ihm von Stockholm sprechen konnte, wo sie alles noch so genau kannte, während die Mädchen nie dort gewesen waren. Die Mutter aber wußte recht gut, daß er der Mädchen wegen kam, besonders Agnetas wegen, die immer lustig und auch witzig war — Gott, wenn das liebe Kind auf diese Weise eine gute Versorgung finden könnte und sich nicht mehr mit dieser unseligen Näherer plagen müßte! Welches Glück!

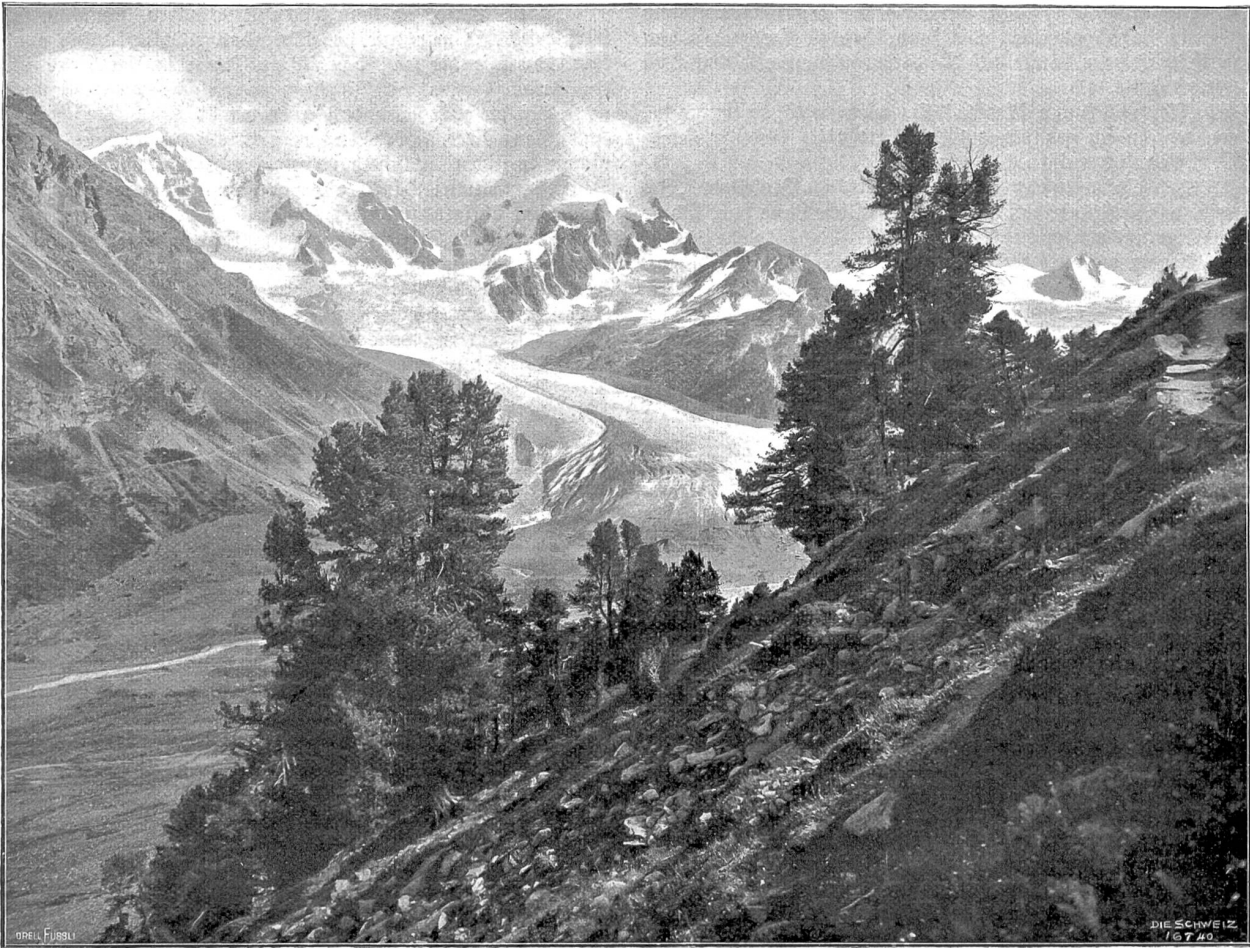
Baron Mannersköld sprach aber nie von sich und seinen Plänen mit ihnen, sondern nur von gleichgiltigen Dingen. Sie wußten jetzt ebensowenig über ihn als vor ein paar Monaten, da er zu ihnen kam. Eins nur wußten sie, und zwar dieses: daß er ein gar angenehmer Mensch war und daß — dies äußerten sie aber gegen niemand — daß er der Glanz und der Sonnenschein ihres grauen einförmigen Lebens war. Er verstand, daß sie jung waren und Zerstreuung, Freude und Abwechslung bedurften, und alles dieses verschaffte er ihnen.

Am ersten Sonntag nach dem großen Schneefall hielt ein Schlitten vor dem Falkschen Hause. Es war des Mietkutschers allerfeinsten Schlittens mit dem prächtigen weißen Schlittenneß, den stattlichen braunen Pferden und den hellklingenden Schellen. Wollte der Baron ausfahren? Und wen wird er mit sich nehmen?

Wen? Sie selbst, sie selbst! Er kam die Treppe herunter, klopfte an die Türe des Wohnzimmers und fragte, ob sie mit ihm fahren wollten. Ob sie wollten! Sie drängten sich dicht an einander, sodaß auch die Mutter noch Platz fand, und sie machten die herrlichste Fahrt durch den im Raubreif glitzernden Wald vor der Stadt. Draußen im Dorfwirtshaus bewirtete er sie mit warmem Punsch. Ein solcher Tag! Er selbst saß auf dem Lakaienitz und kutschierte! Er hatte einen Pelzrock an, und die Pelzmütze saß etwas schief auf dem lockigen Haar: nie hatte er dem Kronprinzen Oskar ähnlicher gesehen als heute!



Arven bei Chünetta am Morteratschgletscher.



Arven am Weg zur Fuorcla Surlej mit Blick auf Piz Bernina, Piz Rosseg und (rechts) Sellagruppe, sowie auch auf den Tschlerbagletscher.

O, es war ein einziger Tag, und unbergeßlich blieb ihnen diese Schlittensfahrt durchs ganze Leben!

Einige Wochen später kam er eines Abends mit Konzertbilletten für sie und die Mutter. Ein herumreisender deutscher Musiker sei in die Stadt gekommen und wolle dieses eine Konzert geben. Die ganze Stadt würde dahin gehen. Aber nein, sie konnten nicht gehen; daran war garnicht zu denken: es war ihre wichtigste Arbeitszeit, und sie mußten ohnedies schon die halbe Nacht aufsitzen, wenn sie fertig werden wollten. Es sei gar so freundlich vom Baron, an sie gedacht zu haben, da sie ihm nie seine Artigkeiten erwidern konnten.

Und am Weihnachtsabend kamen hübsche Geschenke, denen man ansah, daß sie mit Unterscheidung gewählt waren, nützliche Dinge, die doch die Beschenkten nicht beschämen konnten. Sie wußten es sogleich, daß sie vom Baron kommen mußten; von wem hätten sie sonst kommen sollen?*)

Die Mutter war ein wenig bekümmert darüber. Sie konnte nicht recht glauben, daß er die Mittel habe, soviel an sie zu wenden. Lebte er nicht etwa über seine Einkünfte? Es gibt nichts Gefährlicheres für junge Leute, als über die Mittel hinaus zu leben.

Inzwischen war aber die ganze Stadt überzeugt davon, daß Baron Mannerköld über seine Mittel lebte. Er war bei allem mit dabei, und alles kostete noch einmal soviel, wenn er dabei war. Nun ja, wenn er Amalie Wendt bekam, so würde schon alles noch gut ablaufen, dann würde er auskommen können! Aber wenn er sie nicht bekam? Er war ja aber ein

so schöner und stattlicher Mann und von feinsten Familie! Amalie würde Freifrau werden, und die ganze Stadt wußte ja, wie der Fabrikbesitzer Wendt allem Vornehmen den Hof machte. Wie sollte er es von sich weisen, daß seine Tochter als Freifrau einmal am Hof vorgestellt würde?

Mamsell Berta wollte aber nicht auf das Geschwätz hören. Wie sollte er Amalie Wendt wollen? Und dabei sah sie so mystisch aus, wie wenn sie von Anbeginn Baron Mannerkölds Vertrauen in bezug auf seine „unglückliche Liebe“ besessen hätte. Mamsell Agneta dagegen war ganz sicher, daß er nichts Höheres wünschte, als Amalie Wendt zu heiraten oder dann irgend ein anderes reiches Mädchen. Warum sollte er nicht eine gute Partie suchen, wenn er schlechte Geschäfte machte! Und schlechte Geschäfte machte er ganz gewiß. Agneta glaubte sogar, daß er eigens deswegen in ihre kleine Stadt gezogen war, um eine reiche Partie zu suchen, ja vielleicht geradezu, um seinen Gläubigern und dem Schuldturm zu entgegen.

Bei Berta erregten diese Worte großen Anstoß. Warum war Agneta so prosaisch? „Denk doch, wie artig er immer gegen dich war?“ Das eine hinderte ja nicht das andere, im Gegenteil! „Er war gewiß sehr artig, freundlich und gutherzig. Aber sind etwa die, welche schlechte Geschäfte machen, nicht gewöhnlich gutherzige, nette Menschen? Denk nur an unsern Anton, wie nett er sein konnte!“

Sie saßen an ihrem gewöhnlichen Arbeitsplatz und nähten, als der so eifrig Besprochene über den Marktplatz gegangen kam. Sie sahen beide von der Arbeit auf.

„Nein, wie bleich und verstört er heute aussteht! O, ich bin sicher, daß er die Nächte durchwacht und an ‚sie‘ denkt!“

*) In Schweden beschenkt man sich vielfach anonym.

„An Amalie?“ fragte die Schwester und strich vorsichtig mit der Nadel das runde Loch aus, das sie soeben mit dem zierlichen Pfriem in die auf Wachstuch gespannte Weißstickerei gebohrt hatte.

„Ach, wie dumm, Agneta! Du weißt wohl, ich meine sie, von der ihn ein grausames Geschick trennt!“

„Nein, ich weiß nichts davon!“

„Ich aber weiß es,“ antwortete Berta im Orakelton. „Ich weiß, daß er leidet, daß er eine unglückliche Liebe hat! Ob er wohl bei uns vor spricht?“

Agneta horchte. Nein, er ging vorbei. Er ging hinauf.

„Gott, wie traurig er aus sah!“ seufzte Berta.

„Er hat vielleicht soeben von Amalie Wendt einen Korb bekommen, du!“

Ja, den hatte er bekommen. Die ganze Stadt wußte es noch am gleichen Tag, daß der Fabrikbesitzer Wendt seine Amalie gezwungen hatte, dem Baron Mannersköld mit einem Nein zu antworten. Das Mädchen sei ganz außer sich und werde sich gewiß grämen bis zur Schwindsucht, und wie wird es Baron Mannersköld ergehen? Er wird sich von nun an nicht mehr so leicht Kredit schaffen können wie bisher.

Und immer hatte er an den beiden Fenstern vorbeizugehen; es gab keinen andern Weg für ihn. Die Falkschen Mädchen gaben sich das Aussehen, als ob nichts geschehen wäre. Sie nickten ihm lächelnd zu wie gewöhnlich, und er grüßte artig wie immer; aber er kam nicht herein. An der Mutter Namens- tag, eine Woche später, schickte er ihr einen Rosenstock. War es nicht äußerst liebenswürdig, daß er daran dachte, andern Freude zu machen, wo er selbst Kummer litt? Denn, daß er Kummer hatte, war nicht schwer zu sehen.

* * *

Am Abend desselben Tages war die Mutter früher als gewöhnlich zu Bett gegangen. Der Namenstag war immer ein sehr anstrengender Tag für sie. Sie mußte ja alle Gratulanten empfangen und zugleich dafür sorgen, daß der Kaffee gut und doch nur mäßig stark wurde und daß die Aushilfsfrau in der Küche draußen die Tassen und Löffel rasch spülte. Wenn doch die Glückwünschenden alle auf einmal kommen wollten! Aber sie kamen und gingen von früh morgens bis gegen die Mittagszeit um zwei Uhr, und die Mädchen mußten ihren kostbaren Tag dazu hergeben, um Kaffee und Gebäckes herumzubieten. Ja, es ging schon nicht anders, sie mußten das Versäumte heute nacht einzubringen suchen!

Schweigend saßen sie bei ihrer Arbeit. Es war etwas so Ungewohntes, daß sie saßen, ohne daß die Mutter ihnen vorlas. Dazu war es ein ungewöhnlich stürmischer Abend. Der Wind strich heftig über den großen öden Platz, pfiß in den Schornsteinen und rüttelte die Vorfenster, daß sie klirrten und das zwischen den Fenstern liegende trockene Moos leise knisterte.

„Man möchte beinahe an Gespenster denken, wie es heut abend sich anläßt! Weißt du, Agneta, mir ist so sonderbar bang, wie wenn etwas Schreckliches sich begeben sollte! Ist dir nicht auch so?“

„Nein, geh doch, Berta! Du weißt ja, daß dies große Zimmer immer düster aussieht, wenn wir die weißen Läufer und die Polsterüberzüge weggenommen haben. Und dann sind wir eben müde von heut vormittag. Ja, das fehlte noch, daß wir uns vor der Dunkelheit fürchteten!“

„Nun, es ist wohl nicht so merkwürdig, wenn man sich in solcher Nacht fürchtet, wo kein Mann im Hause ist! Wenn jemand einbrechen wollte, stehlen oder morden, wer würde es hindern können? Etwa der Nachtwächter? Der flieht zu allererst!“

„Warum bist du denn immer so beruhigt, wenn du ihn tuten hörst? Und das wird er nun gleich tun! Und übrigens, hast du je, so alt du bist, gehört, daß jemand hier in der Stadt ermordet worden wäre?... Es ist jedenfalls nicht mehr als halb elf. Da schlägt es!“

„Schlägt es nicht sonderbar? Was war das! Gott im Himmel, was war das?“

„Aber, Berta, ich kann keinen Stich nähen, wenn du so fortfährst! Es war nur das Tor, das zuschlug! Und nun kannst du ja ruhig sein, nun ist ein Mann im Hause; es ist der Baron!“

„Bist du auch sicher, daß er es war?“

„Ganz sicher. Hörst du ihn nicht auf der Treppe! Nun nimmt er seinen Schlüsselbund zur Hand. Nun?“

„Ja, Gott sei Dank! O, nun ist mir nicht mehr bange! Er kommt übrigens ungewöhnlich früh nach Hause...“

Stunde um Stunde verging in gleichmäßig mechanischer Arbeit bei schlafschweren Augen. Nach wie vor heulte der Wind. Es knisterte und zwickte hinter den Tapeten. Die Talglichter versanken in die Leuchter.

„Es lohnt sich wohl nicht, neue anzustecken. Es ist zwei Uhr. Wir können nicht mehr!“

„Ist es schon zwei Uhr?“

„Ja, und jetzt schlägt die Turmuhr. Und da tutet auch schon dein Nachtwächter. Geh du und leg' dich, Berta, ich komme in fünf Minuten; ich habe nur noch eine Zacke, so ist mein Kriemen fertig!“

„Ja, nun erlischt mein Licht; es ist wohl ein Zeichen, daß ich nicht länger aufsitzen soll!“

„Sawohl... Ach, nun geht auch mein Licht zu Ende! Nein, es schwält nur, es hält sich schon noch fünf Minuten! Gute Nacht, Berta; ich komme gleich nach!“

Zehn Minuten später erlosch das Licht, indem sein Docht mit heißem Zischen in den Messingleuchter fiel. Agneta legte die Arbeit nieder und tastete nach der Tür. Doch sie hielt plötzlich inne und lauschte. Sie hatte über sich Schritte gehört. Sie hörte, wie die Türe des Sichelzimmers leise geöffnet wurde.

„Berta,“ sagte sie halblaut in die anstoßende Kammer hinein, „stell' dir vor, der Baron geht wieder aus!“

Keine Antwort kam zurück. Berta schlief.

„Wie leise er die Treppe hinuntergeht!“ dachte Agneta. „Er ist doch immer recht rücksichtsvoll. Er meint, wir schlafen. Aber warum geht er aus, so mitten in der Nacht? Und in solcher Nacht! Und warum schließt er das Tor nicht hinter sich?“

Agneta legte sich zu Bett, konnte aber nicht einschlafen. Sie wollte nicht Berta wecken und sie mit der Nachricht erschrecken, daß kein Mann mehr im Hause sei. Sie fand es aber jetzt selbst recht unheimlich zu schlafen, während das Tor offen stand.

Gegen vier Uhr des Morgens hörte sie Baron Mannersköld heimkehren, und nun konnte sie schlafen.

* * *

Die Aufwartfrau, Madam Lind, pflegte um sechs des Morgens zu kommen. Das tat sie auch am folgenden Morgen. Sie klopfte an die Kammertür der Mädchen, um sie zu wecken, und setzte sie gleich darauf in Schrecken mit der Frage:

„Haben die Mamsellen gehört, was heute nacht geschah?“

„Mama!“ riefen sie beide.

„Nein, ach nein, der Frau Mutter ist nichts geschahn! Ich war soeben bei ihr drinnen, und da schlief sie so süß und lieb, daß ich sie nicht wecken wollte. Aber wissen Sie, Mamsell Berta, ich hörte es von Madam Larsson, und sie hat mit Madam Winblad selbst gesprochen, und es ist ja entsetzlich!“

„Was denn? Was ist geschehen?“

„Und er war ja ein so netter und freundlicher Mann, der niemand ein böses Wort gab! Die arme Frau Winblad war fast von Sinnen. Sie trat ja in sein Zimmer, ohne eine Ahnung zu haben; sie meinte, er habe ihr geklingelt...“

„Wer denn?“

„Herr du meiner Seele, natürlich der Rentmeister Bark! Er hat sich ja das Leben genommen heute nacht! Die Pistole lag neben ihm auf dem Boden. Ueber dem rechten Ohr hat er sich geschossen, oder war es vielleicht das linke? Er war ganz gräßlich anzusehen!“

„Es ist nicht möglich! Mama sprach noch gestern mit ihm auf dem Markt!“

„Nun, und Madam Winblad selbst, die noch gestern abend drinnen bei ihm war, nach halb zwölf! Er saß bei seinen Rechnungen und wünschte warmes Wasser für seinen Toddy. Das bekam er. Dann sagte er, Madam Winblad solle nur zu Bett gehen. Und nun ist sie außer sich, daß sie es getan, statt drinnen bei ihm zu bleiben, daß er es nicht hätte tun dürfen. Auch hörte sie keinen Schuß; sie hat einen so schweren Schlaf!“

Madam Lind war nicht mehr wegzubringen. Sie blieb stehen, während die Mädchen sich ankleideten, und sprach vom Rentmeister Bark, und was Madam Winblad getan und gesagt, und was sie, Madam Lind, getan und gesagt hätte, wenn jemand von ihren Herrschaften hätte Selbstmord begehen wollen.

Es klopfte an der Türe des Wohnzimmers. Baron Mannerfölb guckte herein und fragte, ob er sie vielleicht erschreckt habe, als er gestern abend nach Hause gekommen. Er bedauerte, daß er nicht durch die Tür gemeldet, daß er es sei. Er habe es ja am Lichtschimmer durch die Kollgardinen gesehen, daß sie noch auf waren.

„Erschreckt!“ antwortete Berta. „Im Gegenteil, wir waren froh, als wir den Herrn Baron so früh wie halb elf nach Hause kommen hörten! Wir waren vorher so bange gewesen, ehe der Herr Baron kam. Es war gewiß in der Vorahnung, daß etwas Schreckliches sich begeben würde. Und diese Ahnung sollte in Erfüllung gehen. Es ist ja ganz entsetzlich!“

Baron Mannerfölb bückte sich und hob das Stidgarn auf, das Mamsell Agneta fallen gelassen.

„Ist hier im Hause etwas Schlimmes passiert?“

„Nein, Gott sei Dank!“ Und Berta erzählte von dem, was sie soeben erfahren hatten. Baron Mannerfölb nahm es indes lange nicht so heftig wie sie. Nun ja, der Baron hatte wohl nicht den lieben Alten gekannt, den Onkel des ganzen Städtchens?

Ja doch, er hatte ihn sowohl gesehen als mit ihm gesprochen, öfters sogar, zuletzt noch vor ein paar Tagen in dessen Wohnung; aber gegen ihn war der Rentmeister nicht gerade so lebenswürdig gewesen, das müsse er bekennen. Es sei aber allerdings zu bedauern, daß er sich das Leben genommen.

Berta erzählte nun, wie erfreut und dankbar Mama über den schönen Rosenstock gewesen sei, den der Herr Baron am gestrigen Namenstag geschickt, und nachdem er ihr geantwortet, daß es ihn freue, wenn seine geringe Gabe Gefallen gefunden, ging er.

Madam Lind stand noch da und fing eben wieder an, den Erzählfaden rückwärts aufzuwinden, als die Mutter eintrat. Dieser ging, was sie zu hören bekam, sehr nahe. Sie stand wie versteinert, mußte sich dann setzen und ein Glas Wasser trinken.

Und wie Frau Falk, so war es der ganzen Stadt zu Mut. Alles stand still oder bewegte sich dann um des Rentmeisters gewaltigen Tod.

„Warum hatte er sich das Leben genommen?“

„Wäre es möglich?“

„Unterschlagungen?“

„Nein, niemand konnte es glauben, wenn man nicht Unterschlagung nennen wollte, daß er für andere Personen eine größere Geldsumme in Verwahr hatte, die jetzt verschwunden war...“

„Hatte er diese Summe bei sich zu Hause?“

„Ja, jenes geheime Fach in seinem Schreibtisch

war ja geradezu eine fixe Idee bei ihm geworden. Er versicherte, daß es der sicherste Verwahrungsraum in der ganzen Stadt sei; er prahlte ordentlich mit seinem geheimen Fach vor seinen Besuchern und ließ diese selber nach der Feder suchen, und wenn sie sich eine Zeit lang vergebens damit abgemüht hatten, zeigte er sie ihnen triumphierend. Er behauptete auch, das Geheimfach sei feuerfest...“

„Sollte es etwa doch ein Mord sein?“

„Nein, das kann es nicht wohl. Er erschloß sich sitzend. Die Pistole lag neben ihm am Boden. Morgen ist Polizeiverhör. Die letzte Person, die ihn am Leben sah, war seine Aufwärterin. Sie war es auch, die ihn tot fand...“

„Könnte sie am Ende...?“

„Madam Winblad? Nein doch, das furchtsame Huhn! Die hat in ihrem Leben überhaupt noch nie eine Pistole gesehen, bis heute!“

„Wer hätte je denken können, daß der redliche Alte Hand an sich legen würde?“

„Man weiß eben nie, ob jemand redlich ist, bis er tot und begraben ist, sagt ja ein altes Sprichwort.“

„Nein, da habt ihr recht, meiner Seele!“

Aber im Lauf des Tages und je mehr man die Sache drehte und wendete, um so unsicherer wurde die Annahme, daß Rentmeister Bark sich selbst das Leben genommen.

Aus dem eigentümlichen Verhör mit Madam Winblad



Verkrüppelte Hrve an der Charnaduralschlucht, unmittelbar bei St. Moritz.

ging deutlich hervor, daß die Polizei dem Verdacht eines Mordes Raum gab.

Mord und Diebstahl!

Es ging ein Schauer durch die ganze Bevölkerung. Ein Selbstmord war eine private Angelegenheit. Will man keinen Selbstmord begehen, so geschieht es nicht. Aber ermordet und beraubt werden, das konnte jedem passieren!

Was half es nun, daß man bisher immer von „unserer kleinen friedlichen Einwohnerschaft“ gesprochen?

Ein Mord! Ein Raubmord!

Etwas Grauenhafteres konnte ja weder in Paris noch in London vorkommen!

Das Polizeiverhör des folgenden Tages fiel durchaus nicht beruhigender aus. Man war nicht sicher, daß Selbstmord vorlag, obwohl verschiedenes darauf hindeutete. Der Verdacht eines Mordes war nicht ausgeschlossen. Die Fahndungen wurden eifrig betrieben.

Wierzehn Tage darauf wurde Baron Mannerköld verhaftet.

Es erwies sich, daß die Pistole, die scheinbar der Hand des Toten entfallen schien, dem Baron gehörte. Man hatte den Pistolenlieferanten in Stockholm gefunden, der vor einem Jahre diese Pistole einem Manne verkauft hatte, dessen Signalement mit dem des Barons vollkommen übereinstimmte. Dieser leugnete durchaus nicht diese Tatsache; er erkannte sogar die Pistole gleich als die seine, behauptete aber, daß sie ihm entwendet worden sei, er wisse nicht wann noch wie. Jedenfalls sei sie die letzten zwei Monate nicht in seinem Besitz gewesen.

Er beteuerte seine Unschuld. Er hatte Zeugen an der Hand, um sein Alibi zu beweisen.

Die ganze Stadt war außer sich — wild!

Die widerstreitendsten Gerüchte durchzitterten die Luft; beim geringsten unbedachten Wort nahmen sie zu an Stärke und Umfang und drohten als Bomben niederzufallen. Jeder einzelne hatte seinen Standpunkt und seine Vermutungen, die sich denen der andern anreiheten. Alle hatten sie vom ersten Augenblick an gedacht — alle hatten sie gesagt, daß — — —

Die Falkschen Mädchen saßen wie immer und nähten, als der Polizeidiener an der Hausglocke läutete. Da sie hörten, in welchem Geschäft er sprach und wen der draußen stehende gedeckte Wagen holen sollte, zogen sie sich hastig von den Fenstern zurück, um ihn nicht sehen zu müssen und damit er sie nicht sehe.

Von weit drinnen im Zimmer, wo sie standen, sahen sie ihn doch.

Er ging langsam und gebückt, den Hut tief über die Stirne gezogen. Beim Geräusch der Räder über das holprige Marktpflaster zuckten sie beide zusammen. Berta seufzte tief auf; dann sagte sie:

„Gott sei gedankt, daß wir beide schwören können, zu welcher Stunde in jener Nacht er nach Hause kam! Jetzt können wir all seine Güte gegen uns ihm vergelten! Bist du nicht auch von Herzen dankbar dafür, Agneta?“

Agnetas Lippen waren weiß und zuckten, als sie ja sagte. Sie war eigentlich nur dafür dankbar, daß sie zu niemand ein Wort davon gesagt hatte, was sie damals gehört, nachdem die Schwester schon eingeschlafen war.

Von dem Augenblick an, wo der Verdacht eines Mordes ausgesprochen worden war, hatte ein eiskaltes schauriges Gefühl ihr ganzes Wesen durchdrungen. Immer wieder hörte sie in Gedanken die schleichenden Tritte die Treppe hinunter und das vorsichtige Schließen der obern Türe. Dann das quälende Lauschen auf das Schließen des Hoftores. Wieder und wieder durchlebte sie jene bangen Stunden, wo sie mit hämmernden Pulsen und schlagendem Herzen wach gelegen. Wo war er in jener dunkeln stürmischen Nacht gewesen? Sie wußte, wann er gegangen und wann er gekommen war, und sobald man von Mord gesprochen und die Nachforschungen begonnen, ergriff sie eine grauenvolle, an Gewißheit grenzende Ahnung.

Sie erriet auch gleich, wem die Nachforschungen galten und wen man festnehmen würde. Sie überwachte auf das Feinlichste jedes ihrer Worte, damit keines ihn verraten könne. Ihre Angst, daß es dennoch geschehen könnte, war so groß, daß es ihr beinahe eine Erleichterung brachte, als die Pistole ihn verraten und er abgeführt worden, ohne daß sie es verschuldet. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß er der Mörder sei.

Doch nicht nur die Pistole hatte die Polizei auf die Spur gebracht; es zeigte sich, daß Baron Mannerköld in den letzten Tagen bedeutend mehr Geld in den Händen haben mußte denn früher. Er hatte verschiedene Schulden bezahlt und einen ansehnlichen Geldbrief mit der Post versandt. Er konnte indes über die Art, wie er zu diesem Geld gekommen, sogleich Rechenschaft ablegen, und die Wahrscheinlichkeit für einige dieser Aussagen konnte allerdings bewiesen werden, jedoch nicht für alle. Allein nun behauptete er, den wichtigsten Beweis, den des Alibi, jederzeit leisten zu können. Er verlangte, daß die beiden Töchter seiner Hauswirtin, der verwitweten Frau Falk, als Zeugen verhört würden. Sie würden bestätigen, daß er die Wahrheit gesprochen, als er ausgesagt, daß er am 14. März um halb elf Uhr des Abends nach Hause gekommen.

Es war kein Geheimnis, daß er sich auf das Zeugnis der beiden Mädchen berufen konnte. Berta Falk hatte es allen Freunden und Bekannten gesagt, daß sie und ihre Schwester es beschwören könnten, daß Baron Mannerköld fünf Minuten nach halb elf nach Hause gekommen. Es sei ein Glück, daß sie es gehört hätten; denn niemand außer ihnen sei dazu im Fall gewesen: ihre Mutter hätte ja geschlafen und das andere östliche Giebelzimmer sei unbewohnt.

Berta verlangte nichts Höheres, als daß sie als Zeugin einberufen und dadurch der arme unglückliche Mann freigesprochen würde.

Und die Vorladung kam. Gott sei ewig gelobt und gedankt!

Aber was ging mit Agneta vor? Ach ja, freilich war es schwer, da hinaufzugehen und verhört zu werden; aber hinein mußte man sich eben finden. Denke einer doch, wenn sie statt dessen hätten gegen ihn zeugen müssen! Das wäre ein wirkliches Unglück gewesen! Aber nun! „Nein aber, Agneta, warum weinst du denn so? Es ist ja beinahe sündhaft! Nische ein wenig hier am Hirschhornsalz, daß es vorübergeht! Du ängstigt mich zu Tode! Wenn nun Mama dich sieht oder wenn du krank würdest und morgen nicht mitzeugen könntest! Versuche nur und nimm dich ein wenig zusammen!“

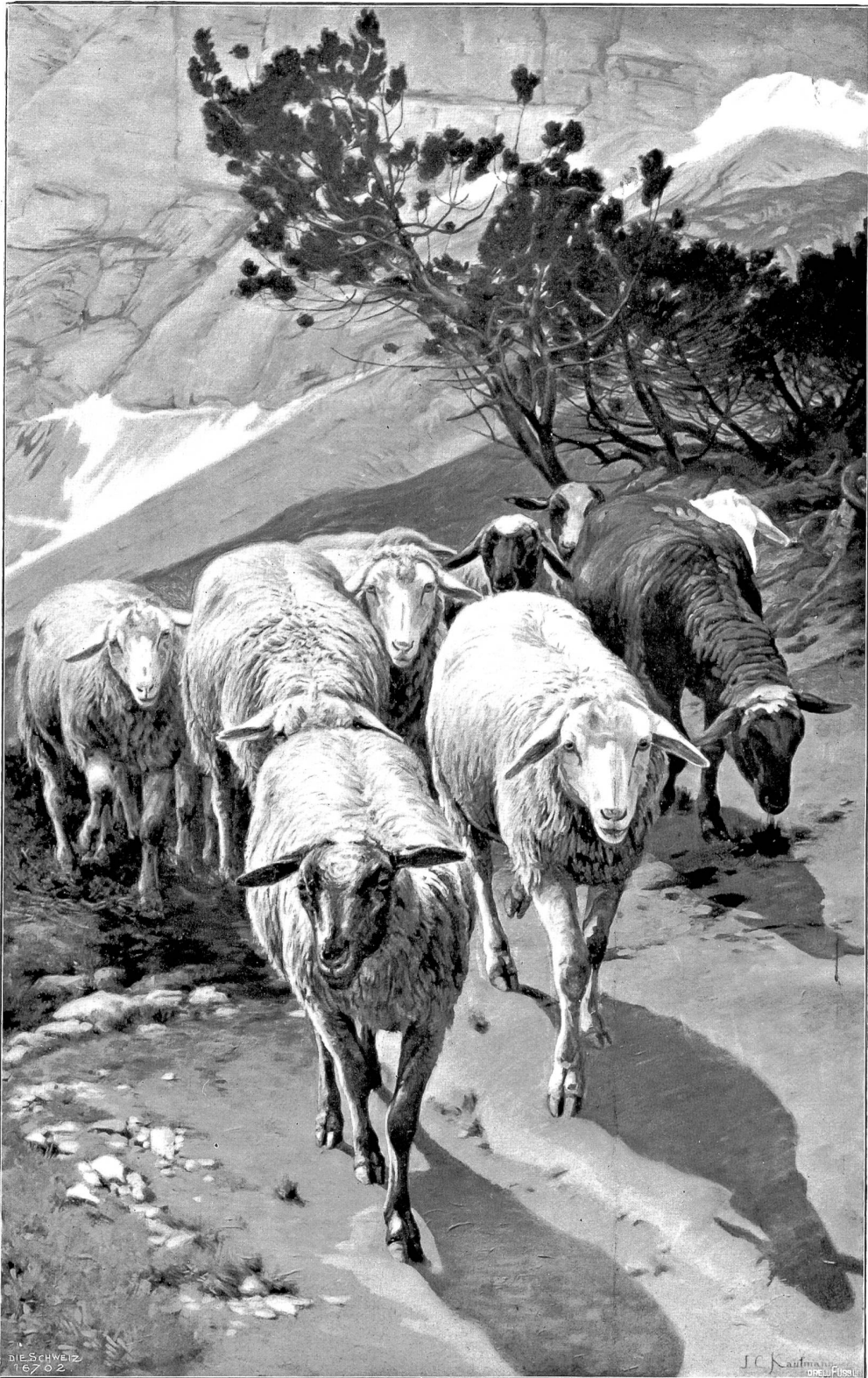
Agneta versuchte sich zu fassen. Sie nahm die Arbeit wieder zur Hand. Sie war ja so gewohnt, keine Zeit für Sorge und Kummer zu haben, bevor das Tagewerk getan war, daß sie sich keines Tages erinnern konnte, wo sie um dergleichen ihre Arbeit versäumt hätte.

Dies aber war etwas ganz anderes. Die Angst vor dem morgenden Tag war so entsetzlich, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte. Sie stammelte etwas von schwerer Migräne, daß sie die Arbeit beiseite legen und zu schlafen versuchen müsse.

Schlafen! Da lag sie auf ihrem Bett und bohrte ihr Gesicht in die Kissen! Es brauste ihr in den Ohren, wie wenn sie am Meeresufer stände. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen. Ein Bild nach dem andern zog in unruhigem Wechsel an ihrem Innern vorüber.

Sie sah ihn wie so oft mit seinen schmelzenden Augen, dem lockigen Haar und mit seinem berückenden Lächeln. Sie sah ihn, wie er der Mutter ehrfurchtsvoll die Hand küßte. Sie sah ihn im Schlitten kutschieren und sie alle durch den weißen Wald fahren, dann, wie er sie zum Konzert einlud, wie sie ihm für die Weihnachtsgeschenke dankten, wie er an dem Morgen fragte, ob er sie gefürt... Nun erinnerte sie sich auch des eigentümlich scheuen Ausdrucks, den er dabei gehabt...

Und jetzt sah sie das Gefängnis, die düstere Kerkerzelle; jetzt hörte sie sich die verhängnisvollen Worte aussprechen,



Heimkehr vom Gebirge.

Nach dem Delgemälde von Joseph Clemens Kaufmann, Luzern.

die Worte, die man ihr morgen würde abzwängen wollen. Sie sah — den Nichtbloß, das Beil, den Büttel . . . Dann kamen wieder andere Gesichter: was sie erwartete, wenn sie meineidig würde! Schreckliche, grauenhafte Gesichter, Schwefelbrand, Hölle! Das Herz stand ihr still. Sie wollte schreien . . . O Gott, wurde sie wahnsinnig? O barmherziger Gott, nur nicht verrückt und eingesperrt werden! Nein, sie wollte sich zwingen, ruhig über alles nachzudenken!

Wem würde es nützen, wenn sie sprach? Wem schädete sie durch ihr Schweigen? Ja, wenn durch seine Freisprechung ein Unschuldiger verdächtigt würde, das wäre etwas anderes, dann wäre es ihre unabwiesbare Pflicht zu sprechen, koste es, was es wolle!

Sie versuchte sich einzureden, daß der Mann, den sie mit ihrer Aussage retten oder verderben konnte, kein böses Herz habe, daß, wenn er das Verbrechen begangen . . . daß, als er das Verbrechen beging . . .

Nein, nein, sie wußte nicht, ob er böse oder gut war. Sie wußte nichts von ihm. Sie wollte nichts dazu dichten. Er war gut und freundlich gegen sie gewesen; aber sie war nichts desto weniger davon überzeugt, daß er der Schuldige war, der Mörder, der Blut vergossen hatte, um zu rauben . . . Gott! Gott!

Es war ja nur der reine Zufall, daß sie in jener Nacht mit ihrer Handarbeit nicht gleichzeitig fertig war wie die Schwester, daß sie jene unglückseligen zehn Minuten im Wohnzimmer gegögert hatte — daß sie ihn gehört —

Hatte sie auch wirklich ihn gehört? Oder war es vielleicht der Wind gewesen? Konnte sie darauf schwören, daß er es gewesen, er und kein anderer? Wenn sie nichts gehört hatte? Es war ja doch der reine Zufall, daß sie gehört hatte. Sie rebete sich Ruhe ein. Einen Augenblick lang fühlte sie sich ruhig.

Dann fing es von neuem an.

„So wahr mir Gott helfe nach Leib und Seele!“

Dies alles war ja ganz entsetzlich — entsetzlich! Sollte sie ihrer Seelen Seligkeit daran geben? Aber wenn man sie nun mit Fragen verstrickte? Wenn man sie zwang — überführte — war sie dann . . . hatte sie dann Schuld an seinem Tode?

Es war ein beständiges Kreisen und Wiederkehren der widerstreitendsten Empfindungen, die immer ungestümer auf sie eindrangen, je näher der gefürchtete Augenblick kam. Als sie für einige Minuten der Nacht einschlummerte, sah sie im Traum des Richters forschenden Blick auf sich geheftet und wand sich unter dem peinlichen Verhör. Alle warteten auf ihre Antwort. Sie wartete selbst darauf und erwachte mit einem Schrei. Was hatte sie geantwortet? Barmherziger Gott, was hatte sie geantwortet?

* * *
Die Stunde war gekommen.

Einer Schlafwandlerin gleich folgte Agneta ihrer Schwester. Berta wurde zuerst hereingerufen und legte den Zeugeneid ab. Der Richter stellte seine Fragen, und Berta antwortete freimütig.

Ja, sie hatten jenen Abend aufgefressen, als der Angeklagte nach Hause kam. Die Zeugin konnte die genaue Stunde angeben und beschwören. Die Uhr hatte kurz vorher halb elf geschlagen. Ihre Wanduhr pflegte immer recht zu gehen, höchstens daß sie zuweilen zwei, drei Minuten nachging. Aber sie hatten auch die Turmuhr schlagen hören; sie wohnten ja so nahe. Die Zeugin hatte den Angeklagten die

Türe zu seinem Zimmer aufschließen und ihn dann eine Weile auf- und abgehen hören; dann sei es still geworden. Nein, die Zeugin hatte den Angeklagten nicht noch einmal ausgehen hören in jener Nacht.

Ob sie sicher sei, daß es der Angeklagte war, den sie am 14. März abends halb elf Uhr hatte kommen hören?

Eine Blutwelle ergoß sich über Bertas Gesicht.

Ganz und gar sicher. Sie kenne seinen Schritt. Sie könne einen Eid darauf nehmen, daß er es gewesen.

Jetzt wurde die jüngere Schwester gerufen und legte den Zeugeneid ab. Sie war leichenblaß, und ihre Antworten waren kaum hörbar.

Sie war mit der Schwester aufgewesen und hatte den Angeklagten nach Hause kommen hören. Sie konnte auf Zeit und Stunde schwören. Dieselben Angaben über die Zuverlässigkeit der alten Wanduhr.

Sie wollte sich setzen; denn ihre Knie bebten. Sie tastete nach einem Halt. Jetzt kam es:

„Legte sich die Zeugin gleichzeitig mit ihrer Schwester zu Bette? Lauter, bitte; ich hörte die Antwort nicht!“

„Ich blieb noch einige Minuten länger im Arbeitszimmer.“

„Wie lange?“

„Höchstens zehn Minuten . . .“

Jetzt — jetzt —

„Hörte die Zeugin sonst etwas unter dieser Zeit? Hörte Zeugin vielleicht, ob der Angeklagte nochmals ausging?“

Todesstille im Gerichtssaal. Der Richter wiederholte seine Frage:

„Hörte Zeugin, ob der Angeklagte noch einmal ausging?“

* * *

Viele, viele Jahre später erzählte Agneta ihren Kindern die Geschichte von der Ermordung des Rentmeisters Bark. Und als sie davon sprach, daß damals ihr Mietgast, Baron Mannerföld, des Mordes angeklagt gewesen sei, erzählte sie, wie liebenswürdig und aufmerksam der junge Mann, der König Oskar I. so ähnlich gewesen sei, immer gegen ihre Mutter, gegen sie und die Schwester war. Sie erzählte von der Schlittenfahrt, von den Weihnachtsgeschenken, den Konzertbilletten und vom Rosenbäumchen zum Namenstag der seligen Mutter. Dann erzählte sie von dem unheimlichen Abend, wo sie zusammen aufgefressen und gearbeitet hatten, wie Berta zu Bett gegangen war und was sie dann gehört. Sie sprach von allem, was sie damals empfunden und durchgemacht hatte.

Sie war eine gute Erzählerin, und ihre Kinder saßen und



Zürich am 24. Mai 1908, vom Polytechnikum aus gesehen (Phot. A. Kreim, Zürich).



Vom Mai-Unwetter 1908. Durch Schneedruck gebrochene Telegraphenstange ob Fluntern-Zürich. — Phot. Otto Geierl, Zürich.

hörten ihr atemlos zu. Plötzlich aber brach sie ab, obschon die Geschichte noch nicht ganz zu Ende war und die Zuhörer das Wichtigste von allem noch nicht erfahren hatten, ob nämlich Baron Mannersfeld zum Tode verurteilt oder freigesprochen worden war.

Eine Weile warteten sie geduldig auf die Fortsetzung; aber sie kam nicht. Da berührte die älteste Tochter leise der Mutter Arm und fragte:

„Nun, was antwortete Mama, als der Richter fragte: Hörte Zeugin, ob der Angeklagte noch einmal ausging?“

Jetzt schaute die Mutter auf, aber wie aus einem Traum. Sie schüttelte den Kopf und sagte in einem Ton, der alle weiteren Fragen abschneidet:

„Kinder, es ist zu lange her; ich erinnere mich dessen nicht mehr . . .“

Das Mai-Unwetter in der Schweiz.

Mit fünf Abbildungen.

Die gefürchteten drei Eisheiligen sind dieses Jahr gnädig vorübergegangen, als freuten sie sich selber der landauf und -ab grünenden und blühenden Wälder und Fluren; dafür hat der Winter eine Nachlese gehalten, deren Folgen weit schlimmer sind als die einer Frohnacht. Diese schädigt im ungünstigen Fall die Ernte eines Jahres, während die Zerstörungen, die der Schneefall vom 23. und 24. Mai zur Folge hatte, sich auf Jahre hinaus fühlbar machen werden. Auch schädigt der Frost selten ein so großes Gebiet, wie dieses ist, über das der weiße Maisregen niederging. Nach einer geradezu hochsommerlichen Schwüle begann am Nachmittag des 22. Mai das Barometer plötzlich ganz rapid zu fallen, und auch das Thermometer zeigte eine ganz abnorme Wärmeabnahme, die innerhalb achtzehn Stunden bis zu 24 Celsiusgrade betrug. Dieser unerhörte Umschlag ließ nichts Gutes erwarten, und in der Tat zog bereits am Morgen des 23. ein böses Schneegestöber von Westen heran. Die Höhen des Jura und auch die höhergelegenen Orte des Berner Oberlandes erwachten unter einer schweren weißen Decke, die sich zusehends nach den Niederungen ausdehnte. In den ersten Nachmittagsstunden erreichte sie bereits Bern, Freiburg und andere Orte jenes Gebietes, am Abend auch Zürich und die übrige Ostschweiz, die dann am Sonntagmorgen ein vollkommen winterliches Bild darstellte. Wie an einem unwirklichen Dezemberabend wirbelten die großen wässerigen Flocken hernieder und fanden auf den in reichem Blätter- und Blüten schmuck stehenden Bäumen einen nur zu sichern Halt, sodaß diese unter der doppelt schweren Last schon nach wenigen Stunden zu ächzen begannen. Ob es nun Frucht- oder Waldbäume, Zier- oder Nußsträucher waren, alle hatten unter der immer drückender werdenden Last gleichmäßig zu leiden, und gegen Mitternacht begann mit dem Erlahmen der Kräfte das große Sterben in der Baumwelt. Wer Augen- und Ohrenzeuge war, dem wird das erschütternde Stöhnen und Aechzen, das Krachen und Bersten der sich gleich lebenden Wesen im letzten Todeskampfe wehrenden Bäume unvergeßlich bleiben. Und wie den Bäumen, so erging es auch den Fluren, nur daß deren Erliegen in stummer geräuschloser Weise erfolgte. Das üppige Gras der Wiesen, der hochaufgeschossene Roggen lagen wie von einer Walze geglättet am Boden — ein trauriges Bild der Zerstörung, wohin das Auge blickte! Es ist ein schwacher Trost für die Betroffenen, wenn die Chronik nur alle Jahrhundert ein solches Ereignis zu melden weiß: die Folgen dieser Maiennacht werden sich ohnehin auf lange Zeit hinaus fühlbar machen; denn wenn selbst die Wiesen und Ackerfrüchte sich wieder einigermaßen von den Schädigungen erholen, so haben die Zerstörungen an der Baumwelt doch einen lange anbauenden Nachteil zur Folge.

A. K.

Ueber den Farbensinn.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Die Rotgrünblindheit ist eine sehr verbreitete Affektion. Merkwürdigerweise läßt sie bezüglich der Häufigkeit ihres Vorkommens einen sehr erheblichen Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht erkennen. Während etwa 3—4% aller Männer rotgrünblind sind, findet man bei Frauen nur etwa 1% solcher Farbenblinden. Die Empfindungen der Rotgrünblinden kann man sich in der Weise konstruieren, daß man aus dem Farbensystem die Farben rot und grün streicht. Es bleiben mithin nur noch die Farben gelb und blau übrig; diese werden von den Rotgrünblinden in ihren Nuancierungen richtig empfunden.

Da sich nun blau und gelb bei ihrer Mischung zu weiß kompletieren und sonst keine andere Farbe zur Erzeugung einer Mischfarbe in einem solchen dichromatischen System vorhanden

ist, so sind die Rotgrünblinden mithin auch nicht imstande, eine Mischfarbe in der Weise zu empfinden, wie dies unter normalen Verhältnissen der Fall ist. Eine Mischfarbe scheint ihnen daher nur die Färbung der einen zu ihrem System gehörigen Farbe zu haben. Daher erscheint den Rotgrünblinden orange gelb, gelbgrün gelb, blaugrün blau, violett blau und purpur blau.

Man muß zwar nicht etwa glauben, daß der Rotgrünblinde z. B. die roten Kirichen als blau und die grünen Blätter als gelb bezeichne. Von Kindheit an lernt der Farbenblinde von seiner Umgebung die Farben rot und grün auf gewisse bekannte Gegenstände passend anwenden, und da er zwischen den roten Kirichen und den grünen Blättern nicht einen Farben-, wohl aber einen Helligkeitsunterschied bemerkt, so glaubt er wie die